

Anlässlich der Umfrage der Pfarrvertretung bin ich gebeten worden, meine Sichtweise der gegenwärtigen pastoralen Situation mithin der pastoralen Existenz darzustellen.

Drei Vorbemerkungen dazu:

1. Diese Sichtweise verdankt sich in erster Linie meiner supervisorischen Tätigkeit und meiner Mitwirkung in kollegialen Beratungsgruppen. Es handelt sich also um einen beschränkten Erfahrungsraum eines privilegierten Ruheständlers der möglicherweise zu Überproblematisierungen tendiert.
2. Die Altersstruktur der Teilnahme an der Umfrage entspricht ziemlich genau jener meiner SupervisandInnen. Die Altersstufe ab 50 Jahre überwiegt deutlich. Hinweisen möchte ich auch auf vermehrte (männliche) Teilnahme um die 30, 40 oder 50 Jahre, was auf eine erhöhte biographisch bedingte Sensibilität just zu dieser Zeit schließlich lassen kann. Bei den weiblichen Teilnehmerinnen sind diese Ausschläge nicht so beobachtbar.
3. Meine Ausführungen verstehen als holzschnittartig dargestellte Aspekte mit Impulscharakter. Sie gliedern sich in drei Teile: einen soziologisch orientierten, einen pastoraltheologisch und einen pastoralpsychologisch orientierten.

### **I Den soziologischen Aspekt umschreibe ich mit: Die große Beschleunigung**

Dieser Begriff stammt Umwelthistoriker John Robert McNeil aus der Mitte des 20 Jahrhunderts. Er beschreibt die zunehmende und naturverändernde menschlicher Aktivität, die sich in ihren negativen Auswirkungen beispielsweise an Sedimentuntersuchungen der Meere darstellen lässt. Diese multiple Verschmutzung der Meere ist in den letzten 50 Jahren entstanden und inzwischen dramatisch angestiegen (Atom, Öl, Plastik etc.)

Diese **große Beschleunigung** ist freilich nicht auf biologische Kontexte zu beschränken, sie kann als universales Phänomen bezeichnet werden.

So ist sie auch in soziologischen Diskus ein zentrales Thema. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an das Buch von Hartmut Rosa, mit dem Titel Beschleunigung (Beschleunigung und Entfremdung 2013)

Besonders bemerkenswert und weiterführend erscheint mir der Ansatz des kürzlich verstorbenen (2018) französischen Philosophen Paul Virilio. (Geschwindigkeit und Politik) mit dem programmatischen Titel Dromologie – Geschwindigkeitslehre.

Aus dem dromologischen Konzept Virilios möchte ich zwei wesentlichen Aspekten hervorheben.

1. Geschwindigkeit:  
Moderne Prozesse tendieren dazu, sich eminent zu beschleunigen, ja geradezu Zeitlosigkeit anzustreben: Ein handelt sich um einen jahrhundertelangen, aber nun sich dramatisch beschleunigenden Prozess.  
Ritter reiten; dann künstliche Geschwindigkeitstreitwagen, Dampfmaschine, die Elektrifizierung, der Verbrennungsmotor usw. (meistens: militär. Hintergrund)  
Der Augenblick wird schließlich zur Orientierungsgröße. Extensive Zeit, von Virilio als *longue durée*, als ausgedehnte Zeit bezeichnet, verliert zwangsweise an Bedeutung, sie wird geradezu bekämpft. (Graffiti: egal wohin es geht, Hauptsache es geht nicht zu lange)

Der Begriff „zeitnahe“ ist m.E. in diesem Zusammenhang als symptomatisch zu bezeichnen. Der Medienwissenschaftler Kay Kirchmann (Kinetik der Neuzeit“1991) erhebt den Verdacht, dass die Beschleunigungsspirale in ihrer Konsequenz Ewigkeit herstellen wo „Zu einem wohl nicht unbeträchtlichen Masse verdankt sich der Siegeszug der Verdichtungsthematik innerhalb der europäischen Neuzeit daher einem Sinnstiftungspotential, das die fundamentalen Denkfiguren des Abendlandes bereits zur Verfügung gestellt hat.“ Erlösung wird nur dann möglich, wo/wenn die konstituierende Komponente des gesamten Erlösungsgedankens, die Zeit, zugleich mit aufgehoben wird. In diesem Zusammenhang kommt er auf die christliche Eschatologievorstellung zu sprechen. Sehndes und hoffendes Beschleunigen der Endzeit.

Meine seelsorgliche Einstellung tendiert dem just entgegen: seelsorglich geht es gerade darum, Zeit zu dehnen. Ich nehme dabei eine Anleihe bei einem Kirchenvater, der sich ausgiebig mit dem Wesen der Zeit auseinandersetzte: Augustinus (Confessiones XI, Kap. 14) Distentio animi: Dehnung des Geistes - damit die Seele gleichsam zu Atem kommt. Dies gilt im Übrigen für beide: die Seelsorgerin und ihr Gegenüber. Insofern entpuppt sich Seelsorge als geistlich zeitgemäß und zugleich unzeitgemäß.

Die Zeitknappheit jedoch kann auch als die Geburtsstunde des homo simultans bezeichnet werden. Dazu mehr weiter unten.

2. Mit der verschwindenden Zeit verschwinden auch Orte. Der Raum verliert an Bedeutung (Piaget: das Zeitempfinden des Kleinkindes ist in hohem Masse verräumlicht – Neuzeit: Raumbherrschaft: Meere)

Inzwischen vollzieht sich Abwertung des Raumes: Stichworte: home office, Migration Raumreduktion Coronaepidemie als Beschleuniger, Abwertung des (gottesdienstlichen) Raumes. Streamen - eine ambivalente Angelegenheit. (Dazu der Bericht eines Pfarrers: Gottesdiensterlebnis von Barhocker aus.)

Gemeinde als örtlich sich konstituierende Größe droht gleichsam zu versickern.

Der Raum wird gleichsam u-topisch. Er hat keinen Ort mehr.

Wie gehen wir mit der „Enträumlichung“ von Gemeinde um? Was bedeutet sie für uns?

Ist sie angstfördernd? Christin Merle, prakt. Theologin Hamburg vertritt das Gegenteil:

Augmentation von Religiosität durch visuelle Medien (in: „Was bringt Religion Öffentlichkeit“, ZthK 118/2 216-240)

Enträumlichung: Auch der Pfarrplan enträumlicht, daher der Fusionswiderstand kleinerer Kirchengemeinden: Ein feste Burg ist unser Ort.

Der Soziologe Stefan Breuer: Im modernen Kommunikationswesen stört die Materie.

(Virilio: entortete Zeit; Chipherstellung: Der ideale Raum ist das Vakuum.)

Mit dieser Überlegungen leite ich zu spezifisch pastoralen Bezügen über:

## **II Pastoraltheologische Betrachtungsweise**

1. Raum und Zeitverlustverlust

Raum und Zeitverlust meinen eben auch Zeit-Raumverlust. Traditionen verlieren an Bedeutung, verschwinden zum Teil völlig. Allenthalben wird beobachtbar: Pfarr- und Gemeinderepräsentanzen befinden sich in einem tiefgreifenden Wandel.

Wir Ältere jedenfalls spüren schmerzhaft, dass sich die Zeiten geändert haben.

Melancholisch gewendet: ein Stück geistliche Heimat geht verloren.

Die jüdisch-christliche Religiosität wird wesentlich von einer Erinnerungskultur bestimmt.

Stichwort: Exodustradition als die jüdische Identifikationsfigur schlechthin.

Analog verhält es sich mit dem Ostergeschehen im Christentum. Dromologische Dynamik dagegen schwächt, verhindert oder verunmöglicht gar das rück-erinnernde und damit identitätssichernde Einhalten.

(Dazu auch der Ansatz des Medienwissenschaftlers Bernhard Pörksen: die „Aufmerksamkeitssteuerung“ in: Die Krise der Kommunikation – SWR Wissen)

Zur pastoralen Situation im engeren personalen Sinne:

Isolde Karle hat einen Rettungsversuch mit dem Begriff und der Kategorie Profession unternommen: Als Professionen werden im Anschluss an Niklas Luhmann und Rudolf Stichweh Zitat verstanden, als „monopolartig entwickelte Funktionssysteme in gesellschaftlich signifikanten Feldern.“ Professionsträger sind persönlich anwesend, rund um die Uhr verfügbar, von einem hohen persönlichen Ethos bestimmt. Der Pfarrer, Lehrer, und (Haus-)Arzt werden also solche Professionsträger bezeichnet. Freilich: der Dorflehrer, der am Sonntag die Orgel schlägt, gehört der Vergangenheit an, auch der Hausarzt wird zur Mangelware. Der Pfarrer, die Pfarrerin nicht ganz. Stichwort: Residenzpflicht. Stichwort monopolartig. Selig die Beene, die vor dem Altar stehn alleene.

Monopolartig: dieses Stichwort wird uns weiter unten besonders beim Thema Kollegialität in besonderer Weise weiter beschäftigen.

Der Exodus aus der pastoralen Professionsperspektive will und kann jedenfalls gegenwärtig nicht völlig gelingen. Ist der völlig Ausstieg notwendig?

## 2. Gleichzeitigkeit: Der Homo simultans

Es bedarf nur eines kurzen Hinweises auf den geforderten und erwarteten Rollenwechsel an einem einzigen Tag: Familienfrühstück, Organisationsgespräch mit der Sekretärin, Seelsorgerin, Vorgesetzter der Mesnerin, Mit-Leiterin des Kirchengemeinderats Immobilienmanagerin, Religionslehrer. In diesem Zusammenhang überrascht mich, dass der Religionsunterricht in der Umfrage als wenig belastend bezeichnet wurde. Meine Eindrücke sind völlig anderer Natur. Gelegentlich ist gar von traumatischen Erfahrungen die Rede. (Tiki Küstenmacher: Karikatur der verschiedenen Rollen anhand verschiedener Outfits) Die verschiedenen Rollen erfordern differente und differenzierte Kommunikationsmodi. Prinzipiell zu unterscheiden ist, zugespitzt gesprochen, der seelsorglich-analoge Modus vom anderen, dem funktional digitalen Modus.

Diese Unterscheidung ist nicht unproblematisch, aber notwendig. (vergl. Armin Nassehi, Muster, München Beck 2019)

Der seelsorglich-analoge Modus versucht die ganze Person in den Blick zu nehmen. Die Seele der Person gleichsam.

Der digitale Modus bezieht sich auf Funktionen und Muster, die die jeweilig beteiligten Personen verbindet und entsprechend rückkoppelbar sind. In der modernen auf Funktionalität ausgerichteten Welt ist dieser unerlässlich geworden. Ein klinisches Beispiel: Eine Galle dauert im Kontext der Fallpauschalregelung 4 Tage. Der Besitzerin der Galle interessiert zunächst nicht.

Martin Heidegger spricht in diesem Zusammenhang von einer zweiten eben digitalen Welt und damit verbunden von der Seinsvergessenheit der Moderne. Heidegger greift auf Arbeiten Edmund Husserls zurück. Nach Husserl haben die modernen Wissenschaften den Kontakt zur „Lebenswelt“, also den gewissermaßen vorwissenschaftlichen Fundierungen von Sinn verloren (vergl. Nassehi, Muster, 70f). Der Eigensinn der Wissenschaften hat sich von der Ursprünglichkeit der sinnlichen Anschauung entfernt.

„Verdoppelung der Welt durch Daten“ (Nassehi 78.) Diese Verdoppelung stellt sich dar als das Verhältnis von Modell und Realität, Begriff und Tatsache, Repräsentation vom Repräsentierten.)

Möglicherweise haben wir das Phänomen Digitalität bislang vernehmlich unter technischen

Gesichtspunkten und weniger unter kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten verhandelt.

Zwei aus verschiedenen Gründen konfliktreiche Felder möchte ich ansprechen: Die Vorgesetztenfunktion mit der oft erforderlichen aber aus verschiedenen Gründen oft schwierigen klaren Ansagekompetenz, der beispielsweise die Funktion und eben nicht die Person der Mesnerin fokussiert und bewertet.

Der Kirchengemeinderat und die Pfarrerin in ihrer funktionalen und eben nicht personalen Kommunikation. Dabei scheint es aus meiner Sicht heraus oft schwierig, eine gleichsam horizontal-funktionale Kommunikation eines Leitungsgremiums zu etablieren.

Analoges sollte auch in der Kommunikation mit dem OKR geschehen. Es steht außer Frage, dass der Wechsel zwischen diesen Modi und Rollen ein psychisch und energetisch eminent anspruchsvoller ist. Er weist damit auch auf eine die strukturelle Überforderung des homo simultans hin.

Der oben erwähnte Hartmut Rosa weist zudem darauf hin, dass bei sich erhöhender Geschwindigkeit der verschiedenen Tätigkeiten weniger Möglichkeiten der Identifikation mit der jeweiligen Aktivität gegeben seien und so latent oder offenbar Entfremdungsprozesse initiiert und/oder gefördert werden.

### 3. Kollegialität

Ein für mich überraschendes Ergebnis der Umfrage: Kollegialität eher entlastend erfahren. Ich höre oft das Gegenteil, besonders dann, wenn zwei KollegInnen, auf einander angewiesen, 2 Pfarrämter in einem Ort versehen sollten.

Das Thema Kollegialität beinhaltet zudem in meinen Augen einen besonderen Konnex zum Thema der Pfarrplan. Dieser wiederum wird als sehr belastend empfunden. Dabei besteht m. E. ein enger Zusammenhang zwischen beiden Feldern.

Die Pfarrplanumsetzung erfordert m.E. eine intensive Form qualitativer Kollegialität. Es geht nicht nur um Entlastung, es geht nicht in erster Linie um *divide et impera* sondern es geht um ein *mutuum colloquium fratrum et sororum* nicht im primär der seelsorglichen, sondern der funktionalen Kategorie.

Wir werden zwangsläufig von lieb gewordenen Grenzen und damit verbunden von lieb gewordenen pastoralen Selbstrepräsentanzen Abschied nehmen und mit Konkurrenz in einem buchstäblichen Sinne neu umgehen müssen: gemeinsam miteinander laufend, miteinander Verantwortung teilend, selbstverständliche intensive Absprache bezüglich der Funktionsfelder und der damit verbundenen Charismen. Solche Kollegialität fordert freilich ein hohes Maß an Selbstbewusstheit und Selbstsicherheit.

Ich erfahre viele Kolleginnen und Kollegen dabei als diesbezüglich sehr zurückhaltend. Möglicherweise stellt sich dies in den verschiedenen Pfarrergenerationen verschieden dar. Die Entwicklung bzw. Förderung solcher Kollegialität bedarf **unabdingbar** sorgsamer moderierender Begleitung,

Übrigens: Die Pfarrplanthematik eignet sich, bitte verstehen Sie mich jetzt richtig, auch als eine entlastende Projektionsfläche. (Sündenbockfunktion)

Damit bin ich beim dritten und letzten Aspekt, dem pastoralpsychologischen angekommen.

## III. Pastoralpsychologische Aspekte

### 1. Zur Sozialisation

Bei meinem Studieneintritt Ende der 60er Jahre, kam der Großteil der Studierenden, zu

einem guten Teil aus Pfarrhäusern oder, wie sie wuchsen, wie ich, aus der Jugendarbeit heraus. Beide Gruppen hatten eine mehr oder weniger gute Vorstellung von dem, was Gemeindegemeinschaft ist und welche Rolle der Pfarrer darin spielt. Ich persönlich wollte eigentlich Jungstufenleiter höherer Ordnung werden. Fraglos half mir diese Orientierung oft in prekären Religions- und Konfirmandenunterrichtsstunden. Freilich: Ein gutes Stück zur hilfreichen Desillusionierung trugen die 68er Jahre bei.

Die jetzige Generation der Vikarinnen und Vikarinnen ist oft über eine persönliche Beziehung zum Religionslehrer oder auch zur Pfarrerin zum Theologiestudium gekommen. Das Erfahren einer authentischen geistlichen Person spielt dabei eine große Rolle. Traditionelle Gemeindegemeinschaftskontexte treten damit in den Hintergrund, es fehlt nicht selten die Erfahrung von Gemeinde. Dies ist ein anderer Ausgangspunkt und eine oft andere Perspektive von Gemeinde. Die Gefahr einer Idealisierung von Gemeinde und pastoralem Selbstverständnis ist dabei durchaus virulent.

Zu beobachten ist zudem, dass die Familie bei den jüngeren Kolleginnen und Kollegen eine zentrale, im Vergleich zu älteren Generationen möglicherweise besonders sinngebende und stützende Bedeutung hat. So ist es für manche vorwiegend männliche Kirchengemeinderäte durchaus eine Herausforderung, wenn der Pfarrer in Erziehungszeit geht. In diesem Falle kriselt die Digitalität, weil Muster nicht kompatibel sind.

## 2. Zum pastoralen Selbstverständnis

Der Begriff Pfarrer ist vom griechische paroikos, der Dabeiseiende, der Hinzukommende abgeleitet. Ich halte diese Zuschreibung nicht nur aus anstellungsrechtlichen Gründen für außerordentlich hilfreich. Der Pfarrer, die Pfarrerin bleibt potentiell fremd. Er oder sie sollte sich daher auch bewusst mit dem Thema Distanz und mit dem Thema Einsamkeit auseinandersetzen. Es verhindert in meinen Augen damit beispielsweise, dass er oder sie den Kirchengemeinderat oder das, was man als Gemeinde bezeichnet, im Sinne eines familiären Szenarios inszeniert. Der Begriff immunisiert zugleich gegen den solipsistischen und machtaffinen Begriff Pastor. Überhaupt scheint mit das Thema „pastorale Macht und Machtphantasien“ gegenwärtig noch wenig prominent im Sinne von Selbst- und Kollegialreflexion zu sein. Angst vor ernüchternden Einsichten?

Ich setze hinzu, dass jedenfalls dem Johannesevangelium (vgl Joh 10) gemäß, höchstens von „Unterhirten“ unter dem einen großen Hirten die Rede sein kann.

## 3. Zur Spiritualität

Der Pastoralsoziologe Sven Pollak bezeichnet Religion in der modernen Gesellschaft als eine (mögliche) Hintergrundvariante. Sie diene vornehmlich der Kontingenzbewältigung. Dazu zählen auch Fest- und Feiertage, weil sie eben auch der Bewältigung von Krisensituationen dienen. Religiöse Bedürfnisse poppen vornehmlich in Krisensituation auf. Dem entspricht weitgehend die pastorale Gratifikationserfahrungen. An erster Stelle stehen in der Regel Beerdigungen, dann Trauungen und danach Konfirmationsgottesdienste. Nach solchen, Sie erlauben mir die etwas saloppe Formulierung, nach solchen Events verschwinden die Beteiligten aus dem pastoralen Wahrnehmungsraum.

Der ganz normal-rituelle sonntägliche Gottesdienst spielt dabei kaum eine Rolle. Im Gegenteil: er wird oft mangels Kantoren und Mesnern als mühsam erlebt. In vielen Fällen, Ausnahmen bestätigen die Regel, ist die Besucherzahl als übersichtlich zu bezeichnen. Ich jedenfalls habe Mühe, meine Predigt mit „liebe Gemeinde“ zu eröffnen. Die Erfahrung einer rituell (Gemeindegemeinschaftslied als haltende Instanz!) und kontinuierlich tragenden Gemeinde wird zur Mangelware oder gar zur Fehlstelle. Die Coronathematik wirkte sicherlich als Beschleuniger, aber nicht als Auslöser.

Für meine Begriffe wird damit ein erhebliches (gefährdendes) Kränkungspotential offenbar. Die Homiletik, bislang doch verstanden als die protestantische Königsdisziplin schlechthin, vor der Abdankung?

Pfarrerinnen und Pfarrer sind jedenfalls veranlasst, sich einem dramatischen **Relevanzverlust** zu stellen. Dieser ist also multipler Natur. Er betrifft nicht nur die faktische Gemeindesituation, er betrifft unsere Kirchenstruktur und – last not least – er betrifft den Kern, die gute Botschaft, das Evangelium von der weltverändernden und exklusiven (!) Auferstehungshoffnung.

Wenn Sven Pollak recht hat, dann sind religiöse Vollzüge prinzipiell austauschbar und nur gelegentlich von existentieller Bedeutung, Variabilität inklusive (Pfarrer geben Antworten, auf Fragen, die nicht gestellt wurden).

Wie verhält sich die je eigene pastorale Spiritualität zu diesem Umstand? Findet eine offene, ehrliche und öffentliche Auseinandersetzung statt, oder wird sie mit salbungsvollen Chiffren zugedeckt? Nicht wahr: verschwiegene Wahrheiten werden giftig.

Ep elpidi: hält die je eigene Auferstehungshoffnung der infantil-versuchlichen Besänftigungsrhetorik stand? Voraussetzung dafür ist eine erhebliche geistliche Widerstandskraft mithin ein haltendes geistliches Selbstverständnis.

M.E, bedarf dies der nachhaltigen Pflege der je eigenen Spiritualität. Dafür sollten, dafür so glaube, ich müssen wir uns eine im Alltag verortete *longue durée* einräumen und einplanen. Ich erinnere an Augustins *distentio animae*, der Dehnung des Geistes, damit in Zeiten engster zeitlichen Beschränkungen, so etwas wie Ewigkeit durchscheinen kann.

Und, so meine ich, dies könnte auch und gerade in kollegialen Kontexten geschehen, ein *mutuum colloquium fratrum et sorrorum*, diesmal jedoch im analogen, buchstäblich seelsorglichen Modus. (sic: Aufmerksamkeitssteuerung!)

## **Persönlicher Nachtrag**

### **Betrifft: Angehörige nach Suizid**

Frau Manuela Diehl, Krankenschwester und Notfallseelsorgerin und selbst Betroffene leitet gemeinsam mit mir seit mehr als einem Jahrzehnt Gesprächskreise für Angehörige nach Suizid. Dies geschieht im Ehrenamt. Die Kreise sind offen. Unser Einzugsbereich ist der Kreis Esslingen samt angrenzenden Kreisen. Gerne stehen wir zu Gesprächen und weitergehenden Informationen bereit.